

Wöchentliche Beilage zur Erfurter Postzeitung.

№ 31. 1898.

Das Dreigestirn.

Roman von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wieder leuchtete Stetten mit zitternder Hand an der Quermwand hin. Wahrhaftig, das war frisches Mauerwerk, festgefügt und geschlossen, kleine gleichmäßig behauenen Quadern mit gutem frischem Mörtel verbunden. Er klopfte gegen die Steine — nach dem Schall zu urtheilen, mußte die Mauer ziemlich stark sein.

War er nur dem Tode im Brunnen entronnen, um hier einem anderen, noch fürchterlicheren, dem Tode des langsamen, qualvollen Verhungerns zu verfallen?

Stetten ließ sich erschöpft auf den Boden sinken. Er sammelte seine Gedanken. Wo kam nur der frische Luftzug her, den er vorherhin im Stollen so deutlich verspürt und so wohlthätig empfunden hatte? Wenn der Stollen ganz verschlossen war, konnte kein Gegenzug entstehen, es mußte also irgendwo eine Deffnung vorhanden sein. Aber wo? Wo in aller Welt?

Noch einmal leuchtete er die Wand ab — sie war und blieb fest vermauert. Aber hier — hier hatte

auch der Luftzug aufgehört, denn als Stetten die Laterne öffnete, blieb die Flamme kerzengerade. Gab es eine seitliche Fortsetzung des Stollens? Es konnte kaum anders sein.

Also zurück! Wieder leuchtete Kurt die Wände ab, rechts und links, und immer auf's Neue wiederholte er den Versuch mit der Kerze in der Laterne. Jetzt flackerte das Flämmchen

deutlich, die Deffnung mußte in der Nähe sein. Ja — da war sie ja! Eine niedrige eiserne Thür, nur halb manns hoch und gerade breit genug, um einen menschlichen Körper hindurchzulassen, kein Schloß daran, sondern nur eine vorgelegte, in zwei Krampen ruhende Eisenstange. Die Pforte war nur gegen außen verschlossen; daß sie je ein Flüchtling benutzen könne, daran hatte Niemand gedacht.

Stetten hob die Eisenstange aus und schob langsam die Thür zurück. Ein schmaler Streif sonnigen Tageslichtes drang ihm wie eine frohe Verheißung entgegen, und den Kopf vorsichtig vorstreckend, erblickte er fast unmittelbar vor sich das blaue Meer.

Ein seliges Gefühl erfüllte die Brust des jungen Mannes, er hätte aufjauchzen mögen vor Lust. Das Tageslicht, der Anblick des blauen, von leichten Schaumwellen gekräuselten Meeres dort unten berauschten ihn förmlich.

Einige Minuten ruhte Stetten. Dann sah er nach der Uhr. Es kam ihm vor, als seien Stunden seit dem Beginn seiner Flucht verfloßen. Jetzt bemerkte er staunend, daß er knapp dreiviertel Stunden gebraucht hatte zu seinem gefahrvollen Wege. Es



Das Denkmal der Jungfrau von Orleans in Chinon (Frankreich). [S. 244]

war drei Uhr Nachmittags. Wahrscheinlich lag der brave Crassard noch immer unter der Palisadenwand und schlummerte den Schlaf des Gerechten.

Drei Uhr — er konnte noch vor Sonnenuntergang in Porto Ferrajo sein!

Langsam schob er sich auf dem steilen Geröll in der kleinen Schlucht vorwärts bis zum Meeresufer, sorgsam vermeidend, daß ihn einer der vorgeschobenen Posten bemerke. Dann entledigte er sich schnell der Stiefel und der entbehrlichsten Kleidungsstücke und sprang in die Fluth.

Die große Uhr auf dem Marktplatz zu Porto Ferrajo schlug die sechste Stunde.

Am Hafen herrschte ungewohntes reges Leben. In langen Reihen standen die Grenadiere des kaiserlichen Gardebataillons — vierhundert erprobte Veteranen — längs der Duais, daneben zweihundert korsische Jäger, hundert polnische Lanciers und ein Bataillon Voltigeurs: im Ganzen gegen elfhundert Mann, fast das ganze Heer des Souveräns von Elba. Draußen auf der Rhede lag die Brigg „L'Inconstant“ vor Anker, drei kleinere Fahrzeuge und einige zwanzig Boote harrten dicht an den Ufern irgend einer Weisung.

Am frühen Morgen waren die Truppen mit Sack und Pack vollkommen feldmarschmäßig ausgerückt, gegen Mittag hatte ein Befehl des Kaisers sie zurückgerufen. Gleichzeitig waren auch die Kriegsfahrzeuge von ihrer Fahrt nach Neapel durch eine Ordre des Kaisers, die der Lieutenant Taillade, der Kommandant der Brigg, verschlossen in Händen gehabt und erst auf hoher See eröffnete, nach dem Hafen zurückbefohlen worden.

Am Thor hatte Napoleon seine kleine Armee begrüßt und bis zum Hafen geleitet. Während der ganzen Nachmittagsstunden sah er persönlich das Schuhzeug und die Waffen der Truppen nach mit dem geübten Auge des alten Feldsoldaten. Kein Wort über seine Absichten kam über seine Lippen, selbst seine Vertrautesten, selbst Bertrand, Drouot und Cambonne ahnten nicht, was er bezweckte. Aber die Empfindung, daß man vor einer großen Entscheidung stehe, erfüllte Aller Herzen. Ernst und schweigend blickten die Soldaten und Offiziere zu dem kleinen und doch so großen Manne auf, der unermüdet zwischen ihren Reihen herumschritt — verheißungsvoll funkelte sein Blick von dem Einen zum Anderen.

Den von den Truppen nicht eingenommenen Theil des Hafens, sowie die angrenzenden Straßen füllte die ganze Bevölkerung von Porto Ferrajo. Dichtgebrängt stand die erwartungsvolle Menge, und flüsternd gingen die Vermuthungen, was denn das Alles bedeute, von Mund zu Mund.

Jetzt lichtete der „L'Inconstant“ die Anker und ging mit einer scharfen Wendung dichter an das Ufer heran. In vorher abgetheilten Trupps eilten die Mannschaften zu den Booten; eine fieberhafte Unruhe schien aller Herzen zu erfüllen.

Von den Offizieren seines Gefolges umringt, stand der Kaiser am Duai, hochaufgerichtet, statuenhaft. Dann wandte er sich plötzlich um und winkte nach dem Palast hinüber, der Mutter zu, die ihm dort schon vor Stunden die letzten Segenswünsche gependet hatte. Es war ein Abschiedsgruß für alle Zeit: Lätitia Bonaparte sollte ihren großen Sohn nimmer wiedersehen.

Die Sonne war herabgesunken — hell stieg der Mond am Firmament herauf und goß seine silbernen Strahlen über die Fluth, als der Kaiser sich selbst am Bord begab und unter seine Grenadiere trat.

„Kameraden!“ rief er ihnen zu. „Kameraden, wir gehen nach Paris!“

Ein donnerndes „Vive l'Empereur!“ war die Antwort auf die Freudenkunde.

Gerade als der vielstimmige Ruf über die

Bogen drang, kam athemlos und schweißbedeckt vom raschen Lauf ein Mann in der dürftigen Kleidung der Bauern aus dem Innern der Insel daher.

Es war Kurt v. Stetten. Glücklicherweise hatte er die Küste erreicht und sich sofort auf den Weg nach Porto Ferrajo gemacht; er scheute nicht vor der Gefahr zurück, die für ihn darin lag, daß er zum zweiten Male die Höhle des Löwen betreten wollte. In einem einsamen Weiler, dessen Bewohner bei der Feldarbeit sein mochten und das Gehöft nach Landesart unvergeschlossen gelassen hatten, fand er ein Paar Bastische, einen derben braunen Mantel und eine der rothen Mützen, welche die Bauern an Sonn- und Festtagen zu tragen pflegen. Er nahm sie an sich und legte den dreifachen Werth in Goldstücken dafür auf den Tisch. Dann eilte er quer über das Gebirge auf dem kürzesten Pfade nach der Hauptstadt. Er wollte sich sofort zu dem britischen Agenten in Porto Ferrajo begeben, um sich unter dessen Schutz zu stellen und ihn zugleich auf die seiner festen Ueberzeugung nach für die nächsten Tage geplante Unternehmung Napoleon's aufmerksam zu machen. Als er aber in dessen Haus vorsprach, hörte er zu seinem Erstaunen, daß der gemächliche Brit sich gerade gestern zu einem kleinen Ausflug nach Livorno eingeschifft habe, daß das, was er befürchtet, heute bereits Wirklichkeit geworden war.

Jetzt blieb ihm nur noch Eines zu thun: so schnell als möglich nach Wien zu eilen, um Hardenberg die Nachricht von dem Entweichen des Kaisers zu bringen. Da er mit Geld reichlich versehen war, so zweifelte er nicht daran, einen Fischer zu finden, der bereit war, auf schwankem Boot die Fahrt nach Livorno zu unternehmen.

Der Morgen graute.

Auf dem Verdeck des „L'Inconstant“ stand, umgeben von seinen Offizieren, der Kaiser im grauen Ueberrock, auf dem Kopfe den wohlbekanntem dreieckigen Hut. Rings um ihn saßen an langen, in der Eile hergerichteten Tischen diejenigen der Korporale und Grenadiere des Gardebataillons, welche des Schreibens kundig waren, jeder ein Blatt Papier und Feder und Tinte vor sich.

Und Napoleon diktierte ihnen jene zündenden Worte, jene historischen Proklamationen, welche Frankreich auf's Neue entflammen und ganz Europa zu neuem Kampf aufrufen sollten:

„Soldaten! In meiner Verbannung habe ich eure Stimme vernommen — durch alle Hindernisse, alle Gefahren komme ich zu euch. Euer General, durch die Wahl des Volkes auf den Thron berufen, ist wieder da! Herbei, euch mit ihm zu vereinigen!“

Kameraden, reißt die verhassten Farben ab, pflanzt die dreifarbigte Kokarde auf! Ihr trugt sie in unseren großen Tagen! Nehmt die Adler wieder auf, die euch bei Ulm, Jena, Austerlitz, Wagram, Friedland, Toledo, Esmühl, Smolensk, an der Moskwa und bei Litzen zum Siege führten! Schaart euch unter die Fahnen eures Führers, seine Interessen, sein Ruhm, seine Rechte, seine Ehre sind die euren! Soldaten, die Trommel wirbelt, und wir marschiren! Eilt zu uns — kommt mit uns, unseren Thron neu zu erobern!

Franzosen! In der Verbannung habe ich eure Klagen und eure Wünsche vernommen! Ich komme und nehme wieder Besitz von meinen Rechten, welche die euren sind! Es gibt keine Nation, wie groß oder wie klein sie immer sei, welche nicht das Recht und die Pflicht hätte, sich der Schande zu entziehen. Nichtet euer Ansehen in der Welt wieder auf! Euch allein und meiner braven Armee Alles zu verdanken, das wird mein Ruhm sein!

Franzosen, Kameraden! Im Sturmschritt

wird der Sieg vorwärts schreiten, mein Adler wird mit der dreifarbigten Fahne von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis zum hochragenden Thurm von Notre-Dame! Und ist's geschehen, dann werdet ihr mit Stolz eure Wunden zeigen und euch rühmen dürfen: auch wir gehörten zu jenen Männern, die zweimal in die Mauern von Wien, in die von Rom, von Berlin, von Madrid und Moskau einzogen, die schließlich Paris von dem Schimpf und der Schande befreiten, welche der Verrath und die Gegenwart der Feinde ihm angethan hatten!“

Gegen die Mittagsstunde kam Frankreichs Küste in Sicht:

Unter dem Ruf „Es lebe Frankreich!“ nahm der Kaiser die weiß und rothe Kokarde, die er als Beherrscher Elbas getragen, von seinem Hut und steckte die dreifarbigte an ihre Stelle.

Und „Vive la France! Vive l'Empereur!“ jubelten die siegestrunkenen Grenadiere, als sie Frankreichs geliebten Heimathsboden wieder betraten. Unter einem grünen Olivenbaum schlug der Kaiser sein erstes Lager auf, und einen Zweig brechend, weiffagte er frohlockend: „Ich bringe heute dem Vaterlande den Frieden, wie ich ihm einst den Ruhm gebracht!“

Zur selben Stunde aber durcheilte ein junger preußischer Offizier in raschloser Hast die gegangenen Fluren Oberitaliens, und die Botschaft, die er den in Wien bei Festen und Mummenschanz versammelten Fürsten und Diplomaten brachte, bedeutete den Krieg.

13.

Wieder in der Heimath.

Der grüne Kachelofen sprühte eine wohlige Wärme aus, und in der Röhre schmorten summend die Bratäpfel. Fest zugezogen waren die Fensterläden, daß der rauhe Märzwind, der noch immer schneidend kalt durch alle Fugen pfliff, keinen Einlaß fände. Duer durch die Stube lag der warme bunte Läufer von alten Zeugresten, den die Häuslerinnen im Dorfe gefertigt hatten, und auf dem runden Tisch vor dem Sopha stand der dreiarmlige Leuchter mit den selbstgezogenen Talglöchtern, daneben die unvermeidliche Lichtputzschere.

In seinem Lehnstuhl saß der alte Stetten, ein Glas mit dampfendem Grog vor sich, die „Spener'sche Zeitung“ in der Hand. Rechts von ihm saß die blonde Jakobäa, emsig mit dem Ausbessern von Tischwäsche beschäftigt, links Louison, das rosigte Gesicht in beide Hände gestützt, daß die feinen zierlichen Finger halb unter dem braunen Lockengekräusel verborgen waren, zwischen den auf der Tischkante aufgelegten Ellenbogen ein kleines Büchlein, in das dann und wann ein Blick der schönen Augen fiel, die dann aber stets gleich wieder sehnsüchtig in's Weite schweiften — hinaus aus der Enge des stillen Wohnzimmers von Krenmrode.

Und die Stunden verrannen, und selten sprach Eines von den Dreien ein Wort. Höchstens daß einmal Jakobäa aufstand und den Oheim fragte: „Soll ich Ihnen noch ein Glas mischen, Großohm?“ Oder daß der alte Herr dem Karo, der sich am Ofen rieb, ein halblautes „Rusch dich!“ zurief.

Eines so langweilig wie das Andere! Langweilig auch das Buch, über dessen zehnte Seite Louison seit acht Tagen nicht hinauskam. Freilich, es waren Montesquieu's „Lettres persanes“, eine etwas öde Lektüre für ein junges Mädchen, aber das einzige französische Buch im ganzen Hause, durch irgend ein Ungefahr in diese märkische Einsamkeit verschlagen.

Buch, wie langweilig! Wie geistesstränge und schwerfällig diese sonst so prächtigen, braven Leute doch waren! Wenn sie gehnt hätte, die elegante Welt, daß nur ihre Gegenwart

die schlichte Behaglichkeit dieses einfachen Hauses störte, daß ihr Hiersein wie ein Alp auf dem Greise, wie auf dem blauäugigen Mädchen mit dem glatten Scheitel lastete, wenn sie den Zwang gekannt hätte, den sich Beide ihretwegen auferlegten! Aber sie ahnte nichts, sie konnte nichts ahnen von den verschwiegenen Kämpfen, die Beide, der Greis und das junge Blut, um sie durchdrangen, waren Beide doch bei all' ihrer Einfachheit viel zu innerlich vornehm, um den Gast des Hauses von jenem Druck, von jenen Kämpfen etwas empfinden zu lassen.

Wie hatte doch das Herz des Greises gebebt, als er die Zeilen Hardenberg's und den Brief seines Jungen in Händen hielt, und die schöne Französin mit kindlich bittenden Augen vor ihm stand! War's denn möglich, hatte Kurt wirklich eine Tochter des feindlichen Landes in sein Herz geschlossen? Und als er dann hinübersah in Jakobäa's Antlitz und ihre gegen die bitteren Thränen kämpfenden Augen, da fragte er sich, ob denn alle seine stillen Hoffnungen vergebens gewesen seien. Hatte sein Kurt, sein Sohn, sein Blut, das heimathliche Weichen verschmäht um der fremden Rose willen? O, er verstand zu lesen auch zwischen den Zeilen, die kein Wort von Liebe enthielten, die nur von einer ritterlichen Pflicht sprachen! Und die arme Jakobäa wußte auch den Appell an ihr gutes treues Herz zu deuten — an das schwesterliche Herz — an das schwesterliche!

Aber von der Thür des Krenmroder Hauses war noch niemals ein Hilfsbedürftiger abgewiesen worden in guten und in schlechten Tagen. Auch sie, die Fremde, sollte nicht umsonst die Gastfreundschaft eines Stetten anrufen. Und der Greis neigte sich ritterlich und bot ihr den Arm. „Seien Sie willkommen!“ sagte er, indem er sie die Stufen zur Veranda hinaufgeleitete. Und Jakobäa streckte ihr die Rechte entgegen und bot ihr die Wange zum Kuß, aber der Stich in's Herz schmerzte darum nicht weniger.

Louison hatte den ehrlichsten, den besten Willen, die liebenswürdige Aufnahme mit Herzensdankebarkeit zu vergelten, aber sie kam über das Gefühl des Fremdseins nicht hinweg, sie fand die Brücke nicht, welche zu den Herzen des alten Herrn und des jungen Mädchens führte. Allzu verschieden waren Lebensgewohnheiten, Anschauungen und Sitten! Zu fremd war ihr die Welt, in die sie sich plötzlich versetzt sah. In den ersten Tagen, als das frische Leid, das sie erfahren, noch mit voller Wucht auf ihr lastete, trat ihr das Alles weniger schroff entgegen; mit jedem Tage aber vertiefte sich die Klust. Sie war unzufrieden mit sich selbst, daß dem so war, aber sie kämpfte vergebens gegen sich an — sie fand keinen Pfad zu den fremden Herzen — es gab keine Verständigung. Man konnte wohl nebeneinander leben, nicht miteinander. Und ihr einziger Trost war, daß die Beiden, der alte Herr und die Altersgenossin, nichts von alledem zu empfinden schienen; sie mochten wohl immer dahingelebt haben in stumpfer Gleichgiltigkeit, äußerlich höflich zu einander, innerlich kalt und kühl, wie ihr ödes, unfreundliches Land! Wunderlich nur, daß Kurt v. Stetten der Sohn dieses Hauses sein konnte!

„Feste, nichts als Feste in Wien!“ brummte der alte Herr, von der Zeitung aufschauend. „Ball im Opernhause; lebende Bilder bei der Herzogin von Sagan, in denen die Gräfin Sichy als Friedensengel gegläntzt haben soll; Diner beim Lord Stewart — o, man weiß zu leben an der Donau, das muß ich sagen.“

„Und der König ist immer noch in Wien, Großohm?“ fragte Jakobäa leise.

„Gewiß, wenn auch sicher mit schwerem Herzen, denn ihn reizen diese Vergnügungen nicht, das weiß ich. Friedrich Wilhelm III. ist von unserer Art.“

„Immer noch in Wien!“ seufzte Jakobäa.

„Wie lange kann der Kongreß wohl noch dauern, Großohm?“

„Weiß ich's, mein Kind? Wollte auch, die Herren am grünen Tisch machten ein Ende, denn viel Gescheides wird doch nicht bei ihren Mühen herauskommen.“

Sie sprachen es Beide nicht aus, warum sie den Schluß der Verhandlungen, die Rückkehr des Königs so sehnsüchtig herbeiwünschten. Sie wußten nicht, daß Kurt gar nicht mehr in Wien weilte, sie hofften, daß er gemeinsam mit dem König heimreisen würde, und daß sie ihn dann auch bald in Krenmrode begrüßen könnten. Es gab ja so Vieles zu erklären, die Nothwendigkeit einer Aussprache lastete auf Beiden, auf dem Vater und dem jungen Mädchen.

Der alte Herr faltete bedächtig die Zeitung zusammen, strich jeden Kniff des gelbgrauen harten Papiers sorgsam zurecht und erhob sich dann, um an das Fenster zu treten. Mit einem kräftigen Ruck schob er die schweren Läden auseinander und schaute hinaus in die winterliche Nacht. „Schlecht Wetter heute — schlecht Wetter. Der Amtmann muß morgen die Dächer nachsehen lassen, der Sturm heult, als ob er sie sammt und sonders abdecken wollte.“ brummte er halb vor sich hin, halb zu Jakobäa gewendet: „Hör', Kind, heute laß' ich Dich nimmer zu dem Rademacher.“

„Großohm, der Alte war heute Morgen sehr krank. Ich muß nach ihm sehen,“ meinte sie leise und doch bestimmt. „Ich glaube, es geht zu Ende mit ihm.“

Herr v. Stetten schritt gemächlich im Zimmer auf und ab, immer genau die Richtung des Läufers innehaltend. „Macht der Alte denn auch noch seine Sprüchlein?“ fragte er nach einer Weile.

Jakobäa lächelte. „Selten, Großohm. Nur gestern, als ich ihm die Suppe brachte, meinte er: „Sind erst am Rad die Speichen schlecht, dann kriegt man nimmer es zurecht; ist erst am Leib der Magen krank, macht ihn gesund nicht Speis' noch Trank! — Aber ich dank' schönstens,“ setzte er dann doch hinzu. — Er hat oft schmerzliche Sehnsucht nach Kurt,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „und spricht immer von ihm.“

„Der Wienle hatte den Kurt auch sehr lieb, wie wir Alle!“ meinte Stetten und blieb neben Jakobäa stehen, ihr die Rechte auf den blonden Scheitel legend.

Sie antwortete nicht, aber ihre Augen schauten zu Louison hinüber mit einem angstvollen forschenden Ausdruck, ob auch sie, die Fremde, den Vetter wirklich so heiß und innig liebte, wie er es verdiente. O, wenn das der Fall war — Jakobäa hatte ein starkes Herz, sie würde die Kraft auch zum Entsagen finden — um seines Glückes willen!

Und wieder wurde es still im Zimmer. Nur das gleichmäßige Tictack der großen Schwarzwälder Uhr und der von dem Teppich gedämpfte Schritt des Hausherrn waren vernehmbar, und dann und wann knurrte Karo im Traum.

Plötzlich klang draußen Schlittengeläut, gleich darauf knallte eine Peitsche, und eine jugendlich kräftige Stimme, deren vertrauter Ton die drei Menschen im Herrenzimmer auffahren ließ, rief vor der Thür: „Alles schon zu Bett im lieben Krenmrode? Guten Abend, Vater! Erschrick nicht, ich bin es — Kurt!“

„Kurt!“

Der alte Baron eilte aus dem Gemach, er bebt vor freudigem Erstaunen. „Kurt, mein Junge, mein lieber, lieber Junge!“

Ehe er aber draußen noch den schweren Schlüssel der Hausthür im Schloß drehen konnte, war ihm schon aus dem Souterrain die alte Wirthschafterin zuvorgekommen, und gleich darauf standen Beide draußen im Schnee vor dem Schlitten, und Kurt v. Stetten sprang herab, dem Vater in die weitgeöffneten Arme.

„Herein, herein!“ rief der Alte. „Wirst tüchtig gefroren haben im offenen Schlitten! Wo kommst Du eigentlich her? Kurt — welche Freude!“

„Direkt von Wien, Vater! Napoleon ist entflohen!“

„Dann gibt's wieder Krieg! Aber herein, Kurt, komm herein! Du mußt erzählen! Welter! — wo bleibt denn die Jakobäa?“

„Gleich, Vater, gleich! Ich bringe euch einen Kranken in's Haus, den ich unterwegs zwischen Körln und Bärwalde im Schnee fand.“ Er beugte sich in den Schlitten. „Schicke mir doch den Karl, wir müssen den Mann herausheben, er ist bewußtlos!“

Die Männer waren schnell zur Hand. Vorsichtig wurde eine in Decken gehüllte Gestalt aus dem Gefährt gehoben und in ein Zimmer zur ebenen Erde getragen.

„Jakobäa!“ rief der Oheim jetzt mit ungedulbiger Stimme. „Jakobäa, wir bedürfen Deiner!“

Sie kam endlich. Ihr Antlitz war blaß und starr, und ihre Stimme klang trübe, als sie Kurt die Hand entgegenstreckte: „Willkommen daheim!“ Und als er sie herzlich umfassen und küssen wollte, da fuhr sie zurück, daß er sie ganz erstaunt und erschrocken anblickte.

„Was soll's, Großohm?“ Sie eilte an des Alten Seite.

Der Greis hatte die kleine Scene mit gerunzelter Stirn mit angesehen. Aber er schien absichtlich davon keine Notiz nehmen zu wollen. Auf den Kranken deutend, gab er der Nichte mit ernstesten Worten Weisung für dessen Unterbringung. Und Jakobäa widmete sich ganz dem Verunglückten, ohne Kurt's weiter zu achten. Aus den Decken und Hüllen schälte sich eine jugendliche Mannesgestalt heraus, eine stattliche Figur in zerschlossener Kleidung, die aber trotzdem verrieth, daß der Kranke den besseren Ständen angehörte. Das Gesicht war scharf geschnitten, über die geschlossenen Augenlider fielen lange, dunkle Wimpern herab.

Kurt war wortlos neben den Frauen stehen geblieben, zwischen den Augenbrauen eine tiefe Falte. „Ueberlaß uns den Mann, Jakobäa!“ sagte er jetzt. „Das ist Männerarbeit. Vater, bitte, laß mir den alten Biesack holen, der Arme hier ist vor Kälte erstarrt, wir müssen ihn mit Schnee abreiben, wenn wir versuchen wollen, ihn wieder zum Leben zurückzubringen.“

Als man dem Manne den Rock von den erstarrten Gliedern zog, bemerkte man, daß ihm die linke Hand fehle. Dicht an der Handwurzel mußte sie ihm abgenommen worden sein, aus dem Hemde sah der rothe Stumpf hervor.

„Der Kurt hat Recht: das ist Männerhandwerk!“ sagte der Hausherr. „Geh', Jakobäa.“ Und während der Diener einen Korb mit Schnee holte, beugten sich Vater und Sohn über den Unglücklichen. „Eine kunstgerechte Amputation — vielleicht ein Kriegskamerad! Geh', Jakobäa, und schicke uns grobe Leinwand zum Abreiben und etwas von meiner Wäsche. Laß auch ein Bett zurechtmachen.“

Das junge Mädchen stand noch immer neben dem Lager. Jetzt wandte sie sich plötzlich an den Vetter: „Dein Schützling ist drüben im Wohnzimmer,“ sagte sie mit mühsam zurückgehaltener Bitterkeit. „Willst Du ihr nicht guten Abend wünschen? Sie dürfte darauf warten.“

„Ah, Louison!“

„Jawohl, Louison!“

Einem Moment blitzte es in den Augen Kurt's auf. Dann beugte er sich wieder über den Verunglückten: „Diesem hier gehört die nächste Stunde. Grüße sie von mir — ich habe auch ihr Vieles zu erzählen!“

Jakobäa ging. Aber sie begab sich nicht in das Wohnzimmer, sondern sie suchte, die heißen Thränen, die sich immer wieder aus ihren Augen

drängten, niederkämpfend, aus den Vorrathsschränken zusammen, was der Großhohn gewünscht. Ihr war's recht, daß sie nicht sofort Louison gegenüberzutreten brauchte mit dem unsagbaren Weh im Herzen, daß sie einen Vorwand hatte, sich ihr fern zu halten. Was brauchte die schöne Französin das verrätherische Naß in ihren Augen zu sehen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal der Jungfrau von Orleans in Chinon (Frankreich).

(Mit Bild auf Seite 241.)

Frankreich besitzt verschiedene Denkmäler der Jeanne d'Arc, des Heldenmädchens von Orleans.

Eines davon, das wir auf S. 241 den Lesern im Bilde vorführen, wurde 1893 in Chinon enthüllt, wo die am 6. Januar 1412 zu Domremy geborene Jungfrau zuerst vor den König Karl VII. von Frankreich trat und ihm ihre göttliche Sendung verkündete. Das von dem Bildhauer Roulleau in Paris gefertigte Denkmal zeigt die gepanzerte Jeanne d'Arc auf ihrem Schlachtroß, das in einem kühnen Sprunge soeben über die Palissadenreihe einer Verschanzung hinwegsetzt. Die Jungfrau ist in einer Art von Verzückung dargestellt; sie hat dem Roß die Zügel auf den Hals fallen lassen und hält in der Rechten das gegen die Feinde ausgestreckte Schwert, während ihre Linke die Oriflamme, die ehemalige französische Reichs- und Kriegsfahne, trägt.

Die Kaiser Wilhelmsbrücke in Heringsdorf.

(Mit Abbildung.)

Das auf der Insel Usedom nicht weit von Swinemünde liegende Heringsdorf ist nebst Sahnitz auf Rügen das theuerste, aber auch eleganteste Ostseebad. Unser untenstehendes Bild zeigt die dortige Kaiser Wilhelmsbrücke, einen gegen 500 Meter in's Meer hinausreichenden Landungssteg, der aber nicht nur zum Anlegen der Dampfer dient, sondern auch eine Lieblingspromenade der Badegäste bildet. Am äußersten Ende der nach Kaiser Wilhelm II. benannten und mit seiner Wüste geschmückten Brücke, von der die kleine Skizze oben links eine Gesamtansicht bietet, befindet sich daher auch eine vielbesuchte Restauration. Es sind daselbst Tische und Stühle aufgestellt, und



Die Kaiser Wilhelmsbrücke in Heringsdorf.

zu gewissen Stunden spielt die Badepelle, wobei sich dann, gleichsam mitten im Meere, das auf unserem Hauptbilde dargestellte lebhaft Treiben entwickelt.

Sperberadler und Tschamek.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Eine der interessantesten Affenarten des tropischen Urwaldes ist der Tschamek, dem der magere Leib, die langen dünnen Gliedmaßen, der föpferlange Schwanz und das faltenreiche, greisenhafte Gesicht ein ganz eigenthümliches Aussehen verleihen. Gesicht und Ohren sind nackt und kupferfleischfarben, und das langbehaarte Fell ist glänzend schwarz. Oft sitzen sie stundenlang mit auf den Rücken gelegten Armen auf einem Aste, nicht selten aber ereilt sie dabei das Verderben. Einer der gefährlichsten Feinde der Tschameks ist der Sperberadler. Sein lockeres

Gefieder ist dem der Eulen ähnlich; die Grundfarbe ist weiß, an Kopf, Hals und Unterseite mit gelblichen, an der Oberseite mit grauröthlichen Flecken, die Schwingen und die Schwanzfedern sind schwarzbraun mit grauröthlichen Binden. Der Tschamek ist ein sanftes, friedliches Thier, das sich im Kampfe um's Dasein nur auf seine Schnelligkeit verlassen kann; der Sperberadler ist ein kräftiger Räuber mit starken Fängen und gewaltigem Schnabel und dabei äußerst fluggewandt. Kein Wunder, daß er in den meisten Fällen den Sieg davonträgt, wie unser Bild auf S. 245 zeigt. Mit halberhobenem Flügel und gesträubten Nackenfedern steht er triumphirend auf dem laut schreienden Affen. Dann tödtet er ihn durch kräftige Schnabelhiebe und macht sich daran, die Beute zu zerlegen und seinen Hunger zu stillen.

Mit dem Lasso.

Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs.

Von A. Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

Im Anfang des Jahres 1873 hielt ich mich in Bremen auf, wohin mich wichtige Verhandlungen gerufen hatten. Ich war seit Jahren in Deutschland, bald hier, bald dort, als Ingenieur beim Eisenbahnbau thätig gewesen, hatte Bauleitungen selbst ausgeführt und Staats- und Privatstrecken erbaut. Jetzt war mir ein ehrenvoller Ruf geworden, ich sollte nach Mexiko gehen und dort als Sektionschef einen Theil des neuprojektirten Eisenbahnnetzes bauen. Speziell sollte ich die nördlichen Linien und die Verbindung mit dem Hafen von Ma-



Sperberadler übersfällt einen Ushamek. (S. 244)

tamoros am Golf von Mexiko und dem zukünftigen Kreuzungsort Lerdo herstellen. Zu dem Zwecke sollte ich mir selbst Hilfskräfte in Deutschland engagieren und mir die nöthigen Ingenieure, Feldmesser, Zeichner u. s. w. nach Mexiko mitbringen, wo es außer den gewöhnlichen Arbeitern noch keine brauchbaren Eisenbahntechniker gab. Mexiko hatte erst seit einigen Monaten die erste Eisenbahn, welche von Veracruz nach der Stadt Mexiko führte, im Betriebe, und an dieser verhältnismäßig kurzen Strecke hatte man rund dreißig Jahre, von 1843 bis 1873, gebaut.

In meinem Vorzimmer im Hotel drängten sich wieder an einem Vormittag eine Menge von Bewerbern, von denen ich schon mindestens ein Duzend empfangen und geprüft hatte. Der Nächste, der bei mir eintrat, war eine Erscheinung, die Jedermann auffallen mußte. Eine hohe Gestalt, kräftig und doch schlank, ganz hellblondes gekräuseltes Kopfhaar, ein auffallend langer, hellblonder Schnurrbart, ein sehr feines ovales Gesicht, in dem ein Paar dunkelblaue Augen blitzten, ließen in diesem Manne das Urbild eines der norddeutschen Adelligen erkennen.

„Mein Name ist Nagel,“ sagte der Eintretende. „Ich bringe eine Empfehlung des mexikanischen Geschäftsträgers, der es Ihnen anheimstellt, mich für den Eisenbahnbau zu engagieren, wenn Sie glauben, mich verwenden zu können.“

„Sie sind Ingenieur?“ fragte ich.

„Nein,“ lautete die Antwort, „aber ich verstehe ziemlich viele Dinge, die man da drüben verwenden kann. Ich zeichne Pläne und Karten, verstehe viel von Mathematik, vom Feldmessen, aber auch von Erdarbeiten, habe Kenntnisse in der metallurgischen Technik, außerdem beherrsche ich mit voller Sicherheit die französische, englische und spanische Sprache. Ich bin allerdings noch nie bei einem Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, aber da ich guten Willen mitbringe, und Sie sich auf getreue Pflichterfüllung verlassen können, so habe ich geglaubt, Ihnen meine Dienste anbieten zu dürfen.“

„Was waren Sie bis jetzt?“ fragte ich.

Nagel schien nicht besonders von dieser Frage erbaut zu sein. Er sah mich lange fragend an und sagte dann: „Auf die Gefahr hin, um das Engagement bei Ihnen zu kommen, muß ich Ihnen Auskunft darüber verweigern, weil ich auf andere Leute Rücksicht zu nehmen habe. Ich war in einer sehr geachteten Stellung, die ich durch eine Verkettung von ungünstigen Umständen aufgeben mußte. Ich bin gezwungen, ein neues Leben anzufangen. Ich bin ein ehrlicher Mann, und wenn Sie mich engagieren, werden Sie es nicht bedauern, aber Erkundigungen können Sie über mich nicht einziehen, denn der Name, den ich jetzt trage, ist nicht mein gewöhnlicher, wenn ich auch ein volles Recht auf denselben habe.“

Trotz seiner geheimnißvollen Art gefiel mir dieser Mann, ich glaubte mich nicht zu täuschen, wenn ich ihn für einen bisherigen Offizier, wahrscheinlich von der Artillerie, hielt, der durch widrige Zufälle gezwungen worden war, seinen Abschied zu nehmen.

Eine halbe Stunde später verließ mich Nagel mit dem Kontrakt in der Tasche und der Aufforderung, nach dreizehn Tagen sich bei mir zur Mitfahrt nach Veracruz zu melden.

Die beiden nächsten Wochen vergingen schnell, und eines schönen Tages fuhren wir, im Ganzen zwanzig Mann stark, mit der Eisenbahn nach Wien und von dort nach Genua, wo wir uns auf einem italienischen Dampfer nach Veracruz einschiffen wollten.

Die Ueberfahrt, die mehrere Wochen dauerte, gab mir Gelegenheit, die Leute näher zu beobachten, die für die nächsten Jahre meine Stütze und Hilfe sein sollten, und ich war im

Allgemeinen mit dem Resultate meiner Beobachtungen zufrieden.

Wohlthuend fiel mir namentlich Nagel auf, der in seinem ganzen Auftreten den vollendeten Cavalier zeigte und doch sich außerordentliche Zurückhaltung auferlegte. Die Schiffs-gesellschaft in der Kajüte, insbesondere die Damen, schienen die gesellschaftliche Befähigung Nagel's sehr bald entdeckt zu haben, und er hätte in der Gesellschaft, die während der Reise wie eine große Familie miteinander verkehrte, die erste Rolle spielen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, im Hintergrunde zu bleiben. Mit seinen Kollegen verkehrte er in freundlicher, aber gemessener Weise, mir gegenüber beobachtete er eine respektvolle Zurückhaltung.

Wir kamen in der günstigsten Jahreszeit in Veracruz an und gingen mit der neuen Eisenbahn sofort nach der Hauptstadt Mexiko, um mit den Behörden zu verhandeln und den Plan für die Bauarbeiten festzustellen. Vier Wochen später waren wir schon in voller Thätigkeit, wenn diese auch nicht eine so energische sein konnte, wie ich gehofft hatte. Man mußte eben mit den Landesverhältnissen rechnen.

Wir begannen die Strecke an sechs Punkten zugleich zu bauen. Jeder meiner Ingenieure wurde mit einem kleinen Stabe von Zeichnern und Aufsehern Chef einer Theilstrecke und gleichzeitig eines Lagers, in welchem die Indios, das heißt die angeworbenen eingeborenen Arbeiter, hausten. Für Verproviantirung wurde gesorgt, was um so leichter war, als überall Großgrundbesitzer lebten, die sich verpflichteten, gegen gute Bezahlung den einzelnen Lagern frisches Fleisch und andere Lebensmittel zu liefern.

Ich nahm mein Hauptquartier in Camargo, einige Meilen vom Fuße der von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette der Sierra Madre, nicht weit von der Stadt Chihuahua entfernt, wo sich unsere nördlichste Theilstrecke befand. Zu meinem Stabe gehörte Nagel, und ich hatte es in der That nie zu bedauern, ihn engagirt zu haben. Nagel war zurückhaltend, aber von einer rastlosen Thätigkeit. Seine Kenntniß der spanischen Sprache leistete mir außerordentliche Dienste, sein persönliches Auftreten imponirte den Indianern, wie den reichen Mexikanern sein Reiten und seine gesellschaftlichen Talente. Wenn bei einer der Abtheilungen etwas nicht in Ordnung war, und die Meldung davon bei mir einlief, so brauchte ich nicht mein Standquartier zu verlassen, was immer Störungen und Behinderungen im Baubetriebe gegeben hätte, sondern nur Nagel mit Vollmachten zu entsenden. Er brachte Alles in Ordnung.

Wir führten natürlich ein ziemlich einsames und arbeitsreiches Leben, indeß fehlte es uns auch nicht gänzlich an Zerstreuungen. Wir machten Ausflüge in's Gebirge, mit denen Jagdpartien verbunden waren. Auch Bekanntschaften knüpften wir an, nicht nur mit unseren Lieferanten, sondern auch mit anderen Grundbesitzern der Umgegend, die natürlich alle Viehzüchter im Großen waren.

Die Mexikaner zeigten sich, wie alle spanischen Abkömmlinge, in der ersten Zeit zwar sehr zurückhaltend, nachdem sie aber erst eingesehen hatten, daß wir kein hergelaufenes Gesindel, sondern anständige Leute waren, wurden sie zutraulicher, und bald öffneten sich uns einige gastfreie Häuser, in denen wir den lang vermißten Familienverkehr pflegen konnten.

Wenn ich hier „wir“ sage, so meine ich besonders Nagel und mich.

Das Haus, welches uns das meiste Entgegenkommen zeigte, war das des Nicola da Benta. Allerdings herrschte hier viel Vorliebe für europäisches Wesen, wenn auch nicht für Deutschland, sondern vielmehr für Paris. Nicola und seine Gattin Mercedes hatten wiederholt

Reisen nach Paris gemacht. Ihre ganze Einrichtung in der Villa, die sie auf ihrem riesengroßen bewohnten, stammte aus Paris. Der einzige Sohn studirte augenblicklich in Paris Medizin, die Frau des Hauses und die sechzehnjährige Tochter Henrietta trugen nur Pariser Kostüme. Die Leute besaßen jedenfalls ein riesiges Vermögen, das sich durch den Bau der Bahn noch vermehrte, weil dadurch die Grundstücke bedeutend werthvoller wurden, und der Absatz der Produkte, besonders von Schlachtvieh, sich außerordentlich hob.

Nicola da Benta theilte mir sogar eines Tages mit, er gedente nach Fertigstellung der Bahnlinie auf seinen Gütern große Schlachtereien zu errichten, um deren Produkte, wie Fleischextrakt, Büchsen- und Pökelfleisch, nach den Hafentorten zu schaffen und nach Europa zu exportiren.

Dieses Projekt zeigte so viel Unternehmungsgeist und so viele geschäftliche Energie, die man sonst an dem Mexikaner meist vermißt, daß ich mein Erstaunen darüber unverhohlen Nagel aussprach. Dieser gestand, daß er den Großgrundbesitzer auf diese Gedanken gebracht habe.

Unwillkürlich mußte ich lächeln, wenn ich daran dachte, wie werthvoll Nagel's Persönlichkeit für das Haus da Benta's geworden war. Mit dem Hausherrn besprach er geschäftliche Projekte, mit der Hausfrau pflegte er Unterhaltung in französischer Sprache und trieb mit ihr und der Tochter zusammen Lektüre, außerdem entzückte er die gesammte Familie durch seinen vor trefflichen geschulten Gesang deutscher, französischer, englischer und spanischer Lieder und durch sein vollendetes Spiel auf dem französischen Flügel, den bis zu seiner Ankunft keines der Familienmitglieder so zu beherrschen und zu verwenden gewußt hatte. Dabei blieb er im Dienst gleich unermüdetlich, vernachlässigte auch die anderen Bekanntschaften nicht, zu denen insbesondere die Soromenhos mit drei heirathsfähigen Töchtern gehörten, und in meinem Innersten konnte ich diesem Manne meine Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. —

Wieder gingen einige Monate in das Land, unsere Bahnbauten schritten vorwärts, wenn auch nicht so rasch, wie wir gehofft hatten, und die Stunde mußte auch für uns kommen, in der wir aus der Nähe von Camargo scheiden sollten, um unser Hauptquartier wegen des Vorrückens der fertiggestellten Linien an eine andere Stelle zu verlegen.

Ungefähr vier Wochen vor unserer Abreise aus der Gegend von Camargo kam Nicola da Benta selbst an einem Wochentage zu mir nach meinem Bureau geritten und überbrachte mir in seinem Namen und einer Anzahl anderer Familien eine Einladung, durch die man uns eine ganz besondere Ehre erweisen und uns gleichzeitig mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Landes bekannt machen wollte. Es handelte sich um einen gemeinsamen Ausflug zu Pferde in die Vorberge der Sierra Madre. Dort sollte ein Aufenthalt von einer Woche genommen werden, um ein höchst originelles, gemeinsames Lagerleben zu führen, bei welchem Gesellschaften, musikalische Unterhaltungen und Schmausereien, Spiele, Jagd, Ausflüge in das Hochgebirge und zu einzelnen landschaftlich besonders interessanten Punkten den Hauptgegenstand des Programms bilden sollten.

Der Morgen, der zur Abreise nach dem Gesellschaftslager bestimmt war, kam, und Alles versammelte sich auf der Hacienda Nicola da Benta's hoch zu Ross, denn man kannte in jener Gegend bisher keine andere Art zu reisen, und erst die von uns gebaute Eisenbahn sollte für gewisse Strecken Wandel schaffen. Selbst die älteren Damen, die, wie alle Kreolinnen von gewissem Alter, sehr wohlbeleibt und etwas

schwerfällig waren, schlangen sich mit Hilfe kräftiger Arme in den Sattel, und gefolgt von einer Schaar berittener Diener und Dienerinnen und einer Karawane beladener Maulthiere, setzten wir uns bei Sonnenaufgang dem Gebirge zu in Bewegung. Wir waren, abgesehen von der Dienerschaft, zwanzig Personen. Außer Nicola mit seiner Familie die gesammte Familie Soromenho, dann eine Anzahl älterer Señors und Señoritas und auch eine Zahl jüngerer Herren. Es waren fast ausnahmslos Söhne von reichen Grundbesitzern, die nur wenig Schliff hatten, da sie kaum einige Jahre in größeren Städten eine bessere Schule besucht hatten und in ihrer Jugend mit den väterlichen Hirten, den Gauchos, aufgewachsen waren. Trotzdem besaßen Alle einen gemeinamen Zug außerordentlichen Stolzes, den noch nicht Lebensklugheit und Erfahrung, wie bei ihren Vätern, gemildert hatte. Jeder dieser jungen Burschen hielt sich für einen unverfälschten Nachkömmling der alten spanischen Hidalgos, die unter Cortez als Eroberer nach Mexiko gekommen waren.

Der Ritt bis zum Lager dauerte zwei Tage, für die denkbar größte Bequemlichkeit war aber gesorgt.

Wir ritten in einen herrlichen Oktobertag hinein, die trockene Jahreszeit hatte für diesen Theil Mexikos begonnen. Nach der langen Nässe prangte die Landschaft im herrlichsten Schmucke des Grüns und buntschillernder Farben. Wir ritten fast den ganzen Vormittag und kamen dann an eine Stelle, wo vorausgeschickte Dienerschaft uns erwartete und uns das bereits fertiggestellte Frühstück darreichte. Dann folgte unter schattigen Bäumen eine Siesta, und dann ging es wieder in den Sattel, um vor Abend die Stelle zu erreichen, an der wir übernachten sollten. Dort fanden wir Zelte mit Matratzen und Decken vor.

Bei dem Nachmittagsmarsch hatte ich die Beobachtung gemacht, daß offenbar geheime Beziehungen zwischen Nagel und Henrietta da Benta bestanden. Sie ritten fast immer nebeneinander, und wurden sie getrennt, so suchten sie wieder zusammen zu kommen. Ich sah Blicke, die sie wechselten, ich sah das Erröthen Henrietta's und das blitzartige Aufleuchten in den blauen Augen Nagel's, und ich hätte nicht ein scharf beobachtender alter Junggeselle sein müssen, um zu begreifen, daß hier ein Liebeshandel sich angesponnen hatte.

Am nächsten Morgen ging es weiter in die Berge hinein. Ich setzte meine Beobachtungen fort und mußte gegen Mittag, daß nicht nur Señorita Henrietta an meinem Kollegen Nagel Gefallen fand, sondern anscheinend auch die drei Señoritas Soromenho, in deren Haus Nagel viel verkehrte. Sollte mein werther Herr Assistent und Berufsgenosse ein Don Juan sein, der allen Kreolinnen, denen er begegnete, die Köpfe verdrehte? Er war mir zu ernst und ein wenig zu selbstbewußt für derartige Streiche. Als wir am Nachmittage weiterritten, entdeckte ich ein neues Moment in dem heimlichen Liebesroman, den ich seit gestern beobachtete. Einer der jüngeren Mexikaner, Joaquin da Trindade, der erst seit kurzer Zeit aus der Hauptstadt Mexiko nach dem väterlichen Gute zurückgekehrt war, machte Henrietta ebenfalls sehr stark den Hof. Mich berührte das unangenehm. Ich fürchtete, es möchte bei der hitzigen Natur der Mexikaner zu unliebhamen Aufritten kommen.

Am Abend des zweiten Reisetags kamen wir in unserem Lager an. Dasselbe befand sich auf einer großen Waldblöße, deren Mitte ein kleiner See einnahm. Hier war eine Anzahl von hölzernen Blockhäusern aufgeschlagen und sogar mit Möbeln versehen worden, es fehlte nicht eine besondere Küche, ein Keller, ein großes Gesellschaftshaus, in dem sogar ein Piano stand,

eine Art Trinkhalle für die Herren, Schuppen für Jagdgeräthschaften und Sattelzeug, Unterkunft für die zahlreichen Pferde und Maulthiere. Kurzum eine kleine Stadt war hier mitten in die Wildniß hineingezaubert worden.

Wir gingen am Abend unserer Ankunft zeitig zur Ruhe, am nächsten Morgen wurde uns mitgeteilt, daß jeder Anwesende Herr seiner Zeit sei und thun und lassen könne, was er wolle. Pferde, Führer und Diener mit Proviant standen Denjenigen zur Verfügung, die auf die Jagd gehen oder größere Ausflüge machen wollten. Man erwartete jedoch, daß Jeder am Abend zurückkehre, um an der gemeinsamen Hauptmahlzeit des Tages theilzunehmen und sich an der „Tertullia“, der großen Abendunterhaltung, zu betheiligen.

Diese Abendunterhaltungen wurden durch Scherz, Geplauder, Gesang, Musik und Tanz verherrlicht, und wenn sich die Damen zurückgezogen hatten, dann blieben die Herren noch zusammen sitzen, um zu trinken, zu rauchen und zu spielen.

Es war am Abend des sechsten Tages. Wir Herren saßen, nachdem sich die Damen in ihre Blockhütten zurückgezogen hatten, noch zusammen und lagen der üblichen Unterhaltung ob. Ich befand mich in einem eifrigen Gespräch mit unserem Gastgeber Nicola da Benta, als plötzlich lauter Wortwechsel uns aufschreckte. Derselbe kam von dem Tische her, an dem gespielt wurde. Dem Wortwechsel folgte Tumult und Geschrei, und als wir erschreckt hinzusprangen, sahen wir, daß Nagel Joaquin da Trindade gefaßt hatte und ihm einen heftigen Schlag in's Gesicht versetzte. Die jüngeren Mexikaner drangen jetzt Alle auf Nagel ein, der indeß einen Stuhl ergriff und sich in Vertheidigungsstellung setzte.

Don Nicola da Benta im Verein mit den älteren Herren schaffte endlich Ruhe. Er machte seine Autorität als Gastgeber geltend und forderte die Anwesenden auf, den Thatbestand festzustellen. Es wurde darauf von dem einseitigeren Theile der Gesellschaft konstatiert, daß Joaquin schon seit einer Reihe von Tagen sich herausfordernd gegen Nagel betragen habe, an diesem Abend endlich hatte er während des Kartenspiels laut und öffentlich den Vorwurf des Falschspielens gegen Nagel erhoben. Letzterer forderte jetzt vor Allem eine genaue Untersuchung des Falles, an den sich der Vorwurf knüpfte, und es zeigte sich, daß allerdings ein Versehen vorgekommen sei, aber nicht von Seiten Nagel's, sondern von Seiten Joaquin's. Nagel erklärte darauf, daß es ihm außerordentlich leid thue, zu einer roh erscheinenden Handlungsweise gezwungen gewesen zu sein, er sei indeß bereit, sich seinem Gegner in ritterlicher Weise zu stellen. Er habe gemerkt, daß besonders die jüngeren Herren in der Gesellschaft einen gewissen Stolz auf ihre Abstammung zur Schau trügen, er sei ihnen zum Mindesten aber ebenbürtig als ehemaliger deutscher Offizier und Abkömmling eines der ältesten Grafengeschlechter, nämlich der Grafen Nagel v. Eisenhardt. Ein unglückliches Duell mit einem Vorgesetzten habe ihn gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, den er in allen Ehren erhalten habe.

Er überreichte mir aus seiner Briefftasche diesen Abschied und forderte mich als seinen Landsmann auf, das Dokument den Versammelten in spanischer Uebersetzung vorzulesen.

Es war Mitternacht, der Vollmond stand in herrlichster Klarheit am Himmel, als wir in aller Stille, um nicht die schlafenden Damen zu stören, aus dem Lager aufbrachen. Das Duell zwischen Joaquin und Graf Eisenhardt sollte sofort noch in der Nacht zum Austrag gebracht werden, und die Bedingungen waren echt mexikanisch. Die Gegner sollten zu Pferde sein und in jeder beliebigen Gangart auf ein-

ander losreiten dürfen, Joaquin bewaffnet mit der fürchterlichen Wurfsschlinge der mexikanischen Hirten, der Rinta, die man in Deutschland unter dem Namen „Lasso“ kennt, und die in sicherer Hand dazu dient, den Gegner einzufangen, aus dem Sattel zu reißen und bis zum Tode über Stock und Stein zu schleifen. Eisenhardt sollte einen sechs-läufigen geladenen Revolver erhalten und das Recht, damit aus beliebiger Entfernung auf den Gegner zu schießen.

Daß er sich wegen des Lassos nicht zu nahe an den Feind heranwagen durfte, war selbstverständlich, das Schießen mit einem Revolver ist an und für sich schon unsicher und wird es noch mehr, wenn man dabei zu Pferde ist, Graf Nagel v. Eisenhardt war also bei diesem Duell, das nur mit dem Tode oder doch der Kampfunfähigkeit eines Gegners enden sollte, entschieden im Nachtheil.

Ich sagte ihm dies auch, er lächelte aber mit der kühlen Ruhe, die ich an ihm gemohnt war, und erklärte: „Ich kann nicht zurück, die Leute würden das für Feigheit halten. Bitte, nehmen Sie diese Papiere an sich. Falls ich fallen sollte, senden Sie dieselben nach Deutschland an die angegebene Adresse. Nehmen Sie besten Dank für alle Liebenswürdigkeiten, die Sie mir bezeugten.“

Als wir dem Kampfplatz nahten, war mir das Herz so schwer, wie selten in meinem Leben, ich ahnte, daß wir vor einer Katastrophe ständen, deren Opfer mein Landsmann werden würde, den ich aufrichtig achten und schätzen gelernt hatte.

Auf einer mächtigen Waldblöße wurde Halt gemacht. Es war fast tageshell. Die Sekundanten bezeichneten die Plätze der Gegner in der Mitte der Lichtung, während wir Zeugen uns ringsum am Rande des Hochwaldes vertheilten. Die Gegner wurden mitten auf dem Platze einander gegenüber so aufgestellt, daß die einander zugewendeten Köpfe ihrer Pferde sich fast berührten, auf ein gegebenes Zeichen sollten sie in schärfster Gangart dicht aneinander vorüber reiten, dann nach dreißig Galoppsprüngen die Pferde herumreißen und aufeinander losjagen. Erst in diesem Augenblick durften die Feindseligkeiten beginnen.

Ein gellender Ruf erschallte. Es war das Zeichen zum Beginn des Zweikampfes. Dicht aneinander jagten die Gegner vorüber, man hörte indeß auf der weichen Grasnarbe des Waldbodens kaum den Schlag der Hufe.

Fast gleichzeitig rissen sie die Pferde herum und jagten aufeinander los. Graf Eisenhardt lag ganz auf dem Hals des Pferdes, man sah seinen Revolver hinter dem Pferdehals hervor im Mondenstrahle bliken. Joaquin stand in den Steigbügeln und ließ den Lasso über seinem Kopfe kreisen. Als die Feinde auf gleicher Höhe miteinander waren, fiel der erste Schuß aus dem Revolver, ohne den Mexikaner zu treffen. Dieser warf aber auch seinen Lasso nicht, da er kein richtiges Ziel hatte. Wieder rissen die Duellanten die Pferde herum und sprengten auf's Neue aufeinander los, Graf Eisenhardt hob sich plötzlich in den Bügeln und feuerte rasch zwei Schüsse auf Joaquin ab, dieser schrie laut auf, ein Schuß hatte den linken Oberarm getroffen. In dem Augenblick, in dem er ihn erhielt, hatte er seinen Lasso geworfen, aber nur einen Arm Eisenhardt's mit demselben erreicht. Dieser vermochte die gefährliche Schlinge abzutreiben, aber Joaquin gelang es mit dem unverletzten Arm schnell, den Lasso einzuziehen. Ehe er ihn aber noch zum erneuten Wurf fertig gemacht hatte, sprengte Graf Eisenhardt mit erhobenem Revolver auf ihn los, um ihn aus dem Sattel zu schießen. Joaquin's Leben war in diesem Augenblick seinen Centavo werth.

Der Graf hob den Revolver, um den tödt-

lichen Schuß aus nächster Nähe abzugeben, als sein Pferd plötzlich strauchelte und in die Kniee sank. Der Schuß ging fehl, ehe aber der Graf noch sein Pferd wieder emporgerissen hatte, fauste der Lasso Joaquin's durch die Luft und fiel über Kopf und Schulter des Gegners. Joaquin warf sein Pferd herum und trieb es mit einem gellenden Schrei zu vollster Gangart an, der Körper des Grafen wurde aus dem Sattel gerissen, flog in weitem Bogen auf den Rasen und wurde dann über den Boden geschleift. Joaquin jagte auf das hohe Holz zu, an dessen Stämmen der geschleifte Körper zerschmettert werden mußte. Graf Eisenhardt war verloren. Niemand konnte ihm helfen, der Sieg war Joaquin zugefallen!

Unmittelbar vor den hochragenden Stämmen befand sich das Pferd Joaquin's, als es sich hoch aufbäumte. Ein Schuß krachte — Kopf und Reiter wälzten sich am Boden. Aus dem Dunkel des Waldesschattens trat mit der Flinte in der Hand Henrietta und eilte auf den blutenden, leblosen Körper des Grafen zu, über den sie sich mit einem gellenden Schrei warf.

Trotzdem unser nächtlicher Aufbruch vom Lager zum Kampfplatz in aller Heimlichkeit erfolgt war, mußte doch die Dienerschaft darum, und eine vertraute Dienerin, die wohl von der Neigung ihrer Gebieterin zu dem Deutschen Kenntniß erhalten, hatte Henrietta geweckt, um ihr mitzutheilen, was im Werke sei. Keiner

der anwesenden Männer hätte es wagen dürfen, in dieser Weise in den Zweikampf einzugreifen, ohne sich schwerer Ahndung seines Frevels durch die Freunde Joaquin's zu versehen, gegen die Dame, die den Geliebten rettete, konnte man natürlich keinen strafenden Schritt thun.

Am nächsten Tage war es im Lager recht still. Es waren zwei Verwundete da: Joaquin mit durchschossenem Arm, Graf Eisenhardt mit verstauchtem Fuß, einem gebrochenen Schlüsselbeine, zahlreichen blutenden Mißwunden am ganzen Körper und einer durch den Sturz aus dem Sattel herbeigeführten Gehirnerschütterung. Noch zwei und einen halben Tag voll Bängigkeit mußten wir zubringen, ehe die herbeigeholte ärztliche Hilfe eintraf. Graf Eisen-

Humoristisches.



Nur nicht ängstlich.

Kundin (schüchtern): Eins muß ich noch bemerken, ich habe nämlich meine sechzigjährige Mutter bei mir!
 Heirathsvermittler: O, das macht nichts... die bringen wir auch noch unter!



Stimmungsbarometer.

Run, Hans, wie heißt denn Deine Schwester?
 — Katharina!
 Wie, Du nennst sie doch son't immer Käthchen?
 — Ja, aber heut' sind wir böse!

hardt wurde für nicht transportabel erklärt, aber seine Verletzungen nicht für tödtlich. Joaquin konnte nach Anlegung eines ordentlichen Verbandes heimreiten.

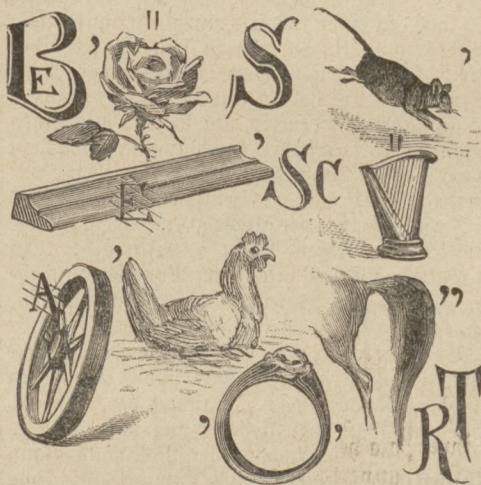
Ich verließ am nächsten Tage das Lager, um meinen Dienst wieder aufzunehmen, ich wußte ja meinen Landsmann in der besten Pflege. Den schwersten Verlust bei der ganzen Sache hatte ich eigentlich, denn ich verlor meinen besten Arbeitsgehilfen, selbst wenn Graf Nagel v. Eisenhardt genas.

Er lag mehrere Monate krank, und bevor ich ihn wieder sehen konnte, verging fast ein Jahr.

Ich fand ihn als Gatten Henrietta's und Geschäftstheilhaber seines Schwiegervaters Nicola da Benta. Ich fand sogar in seinem Hause Señor Joaquin da Trinidadade als Gast und verfohten Gegner und zugleich als Gatten der jüngsten Tochter Soromenho's.

Einige Wochen blieb ich bei den Neuverwählten, um dann Abschied auf Nimmerwiedersehen zu nehmen, da ich bald darauf wegen eines klimatischen Fiebers nach Europa zurückkehren mußte. Hoffentlich geht es ihnen heute noch wohl.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 30:

Unkraut wächst in Jedermanns Garten.

Buchstaben-Räthsel.

Mit l bedarf es Kunstgeschick;
 Mit f zeigt's mancher Baum;
 Mit g ist's niemals fett und dick;
 Mit u trennt's Raum von Raum.
 Als Dieb ist's mit rd bekannt,
 Als Maß mit l und t;
 Wer's je mit r und t empfand,
 Der blieb nicht frei von Weh.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Ergänzungs-Räthfels in Nr. 30:

Lavater, Leßing:

L	I	N	G	G
A	L	G	E	N
V	E	R	D	I
A	G	N	E	S
T	O	U	R	S
E	I	C	H	E
R	A	H	E	L

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn**.
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
 in Stuttgart.